

XX 244  
19.

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

2  
СЕРВИС  
МАШИНЫ  
П. П. П.

# Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Kommission des Geb.-Kom. der RKP (B.) der USRR der Wolgadenutschen

Illustrierte Wochenschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen, sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 24.

Pokrowsk, 27. Juni 1926.

Jahrgang 5.



Eisenbahnwagen (in Pokrowsk unweit der Ambare), während des Hochwassers von Flüchtlingen bewohnt.

### Anzeigen:

Die Petit-Beile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.  
Fürs Ausland . . . . . 15 Cents.

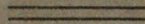
### Bezugspreis:

Für einen Monat mit Uebersendung . . . . . 40 Kop.  
Vierteljährlich . . . . . 1 Rbl. 15 Kop.  
Fürs Ausland für 6 Monate . . . . . 3 Dollar.



## Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Alexander Georgiewitsch Streljuchin gestorben. . . . .	377
Bangemachen hilft nicht! . . . . .	378
<b>Wirtschaft und Wissen:</b>	
Die Arbeit der Wolgadeutschen Bank. Von K. W. . . . .	379
Der Zustand der Saaten in der Wolgadeutschen Republik. Von E. Kappes . . . .	381
Schutz den Fledermäusen! Von Dr. K. Floercke. . . . .	382
<b>Kooperation und Landwirtschaft:</b>	
Tüchtige Arbeit! Von J. Roth. . . . .	384
Das Aufblähen der Wiederkäuer. Von E. Rapoport, Veterinärarzt. . . . .	386
<b>Aus Stadt und Dorf:</b>	
Korrespondenzen. . . . .	387
<b>Kultur und Natur:</b>	
Wanderlust. Von Otto Hoffmann. . . . .	389
Unter den Räubern. Novelle von Hans Otto Genel. (Fortsetzung.) . . . . .	389
Die Schleppbarke. Erzählung von Larissa Reizner. . . . .	390





# Unsere Wirtschaft

Illustrierte Wochenschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,  
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 24.

Pokrowsk, 27. Juni 1926.

Jahrgang 5.

## Alexander Georgiewitsch Streljuchin.

Genosse Streljuchin ist nicht mehr unter uns. Der unerbittliche Tod hat den treuen Kämpfer in den besten Lebensjahren (er war nur 30 Jahre und 7 Monate alt) aus unsern Reihen gerissen. Ungeachtet dessen, daß er schon einige Jahre von schwerem Herz- und Lungenleiden geplagt wurde, gönnte er sich keine Ruhe, sondern nahm immer regen Anteil an der Arbeit. Immer und überall stand bei ihm die Pflicht an erster Stelle. Er war Marxist im wahren Sinne des Wortes und verstand es, seine Kenntnisse bei der praktischen Arbeit zu verwerten. Was wir aber als einen besonderen Charakterzug bei ihm unterstreichen müssen, ist, daß er beständig durch gesunden Humor alle Genossen aufzumuntern und anzuspornen verstand. Er verlor nie den Mut und ging als überzeugter und gut ausgebildeter Marxist immer den von unserem großen Führer Lenin vorgezeichneten Weg. Aus seiner Selbstbiographie ersehen wir, welsch eine harte Lebens- und Leidenschule er durchmachen mußte. Schon als Kind und Jüngling mußte er tagaus und tagein um das tägliche Brot kämpfen. Doch schon hier trat der ihm eigene Charakterzug klar zutage. Er wurde nie mutlos, sondern arbeitete und kämpfte und war sich immer des Sieges bewußt. In den Ferien arbeitete er, um sich die nötigen Mittel zum Lernen zu verschaffen. Die derbe Lebensschule, der Kampf ums Dasein waren es, die ihn voll und ganz für seine zukünftige Tätigkeit ausrüsteten. Er konnte nicht kalt und mitleidslos gegen die Notlage seiner Mitbrüder sein. Ihnen zu helfen, sie aus dem Joch der Sklaverei zu befreien, war sein Ziel, das er nie aus den Augen verlor.

Wenn wir einen kurzen Ueberblick auf seine Tätigkeit während der revolutionären Kampfeszeit werfen, so müssen wir feststellen, daß er in den allerschwersten Jahren von 1917 bis 21 immer auf den gefährvollsten Stellen der Kampfesfront arbeitete und kämpfte. Die Oktoberrevolution überraschte ihn zwar, da er, wie er in seiner Biographie selbst sagt, in politischer Hinsicht noch in den Kinder-

schuhen stand; doch er fand sich sofort zurecht und im Frühjahr 1918 finden wir ihn schon in den Reihen der Parteimitglieder als aktiven Arbeiter und Kämpfer. In demselben Jahre wurde er auch schon zum Sekretär des Rayon-Partei-Komitees der Stadt Njasan gewählt. Im Juni desselben Jahres arbeitete er in der außerordentlichen Kommission des Gouvernements. Im Juli wurde er zum Chef des Stabes des Njasaner Distrikts bestimmt. Am 6. Dezember stellte er sich als freiwilliger Kämpfer in die Reihen der kämpfenden Eisenbahner. Krankheits- halber war er gezwungen, die Reihen der Kämpfer zu verlassen. Aber nun arbeitete er als verantwortlicher Schriftleiter bis zum 1. April 1919. Abermals gezwungen, krankheits halber nach Njasan zurückzukehren, wird er zum Vorsitzenden des Schulrates gewählt, doch die Partei ruft ihn zurück: er wird wieder Parteiarbeiter, dann muß er abermals in die außerordentliche Kommission übergehen.

Ende März 1921 kam er nach Pokrowsk, um seine Sachen zu holen. Doch er konnte nicht mehr zurück. Der Kampf mit den Banden zwang die örtliche Organisation, jede Kraft auszunützen. Er wurde mobilisiert und vom Revkom mit der politischen Aufklärungsarbeit betraut. Nachdem die Stadt Pokrowsk als Zentrum der Wolgadeutschen Republik bestimmt wurde, blieb Gen. Streljuchin in unserer Republik. Hier arbeitete er in der Volksbildungsabteilung und wurde Mitglied des Geb.-Part.-Komitees. Auf der Partei-Konferenz 1922 wurde er als Mitglied in die Revisions-Kommission gewählt. 1923—24—25 arbeitete er abwechselnd im Partei-Komitee als Leiter der Unterabteilung für Propaganda, dann als Mitglied des Zentral-Vollzugs-Komitees und als Leiter der Organisations-Abteilung beim ZVK. Zum Mitglied des Kollegiums der Arbeiter- und Bauerninspektion und der Partei-Kontroll-Kommission gewählt, entfaltete er eine fruchtbringende Tätigkeit.

Doch unser Partei-Komitee wußte, welsch ein unersehlicher Parteiarbeiter Gen. Streljuchin war. Er



wurde in das Büro des Gebiets-Partei-Komitees gewählt und erhielt die Leitung des Agitprops.

Hier arbeitete er unermüdet. Auf Schritt und Tritt seine Mitarbeiter durch gesunden Humor anspornend, kämpfte und arbeitete er so lange, bis er selbst zusammenbrach und ins Krankenhaus gebracht werden mußte.

Nun ist er nicht mehr. In der Nacht vom 21. auf den 22. Juni ist er entschlafen. An seinem Grabe können wir mit Recht sagen: Hier ruht ein guter Kamerad, ein treuer Kämpfer, der nicht umsonst gelebt und gearbeitet hat.

Ruhe sanft, teurer Kamerad! Wir werden Deiner immer in Liebe gedenken.

## Bangemachen hilft nicht!

Die Arbeiter der ganzen Welt und an erster Stelle die Werktätigen Rußlands verfolgen mit gespannter Aufmerksamkeit die politischen Schachzüge der englischen Diplomaten. Schon lange ist ja den Kapitalisten die in wirtschaftlicher Hinsicht immer mehr erstarkende Sowetunion ein Dorn im Auge. Schon lange trachtete der englische Herodes, der so sehr um seine Existenz zittert, den Sowetstaat umzubringen. Zuerst wollte man das neugeborene Sowetrußland durch angemietete Hentersknechte und Judasse ermorden lassen; jedoch weder Wrangel noch Denikin konnten ihre Mordpläne durchführen. Dann versuchte man, dem Sowetstaat alle Lebensadern durch die Blockade zu unterbinden, doch auch das führte nicht zu dem erwünschten Ziele. Aus hungern wollte man das verhaßte Land der Bolschewiken, doch so groß die Not und das Elend auch waren, das Proletariat Rußlands konnte dadurch nicht auf die Knie und zur Anbetung des goldenen kapitalistischen Kalbes gezwungen werden. Je stärker der Druck, um so fester umklammerte das Proletariat Rußlands seine Waffen und war bereit, wie ein Mann seine Revolutionsziele gegen die Angriffe der Räuber zu schützen. Ungeachtet dieser Mißerfolge suchen die Kapitalisten, an erster Stelle Englands, auf Schritt und Tritt die aufbauende Arbeit des Arbeiter- und Bauernstaats zu hemmen, ja ganz lahm zu legen.

Und wenn das den Herren Lords nicht gelingt, dann schreien sie wie kleine Kinder. Sofort müssen die Herren englische Minister eine Beruhigungsnote verfassen und nach Moskau schicken. Doch die letzte Note scheint wenig zu der Beruhigung der Engländer beizutragen, sondern sie im Gegenteil noch mehr aufzuregen. Die Lords hofften, daß man mit dem Rat der professionellen Verbände der russischen Arbeiter ebenso handeln könne wie mit dem Generalrat der englischen Gewerkschaften. Jetzt stellt es sich heraus, daß der Rat der russischen professionellen Verbände nicht so weichherzig und so verkäuflich ist wie die englischen Auch-Sozialisten.

Die Arbeiter Rußlands haben geantwortet, und zwar offen und frei: Hände weg von den professionellen Verbänden Rußlands! Wir lassen uns nicht bevormunden, wir helfen und werden unseren kämpfenden englischen Kameraden helfen. Das ist die Antwort der 8 Millionen organisierter professioneller Arbeiter Rußlands. Wahrlich eine Antwort, die gewiß nicht beruhigend auf das Gehirn der Herren Lords wirkt.

Einige sind sogar auf diese Antwort hin schon ganz kopflos geworden und verlangen, die englischen Minister sollen Rußland ein Ultimatum stellen und jealiche Beziehung zu Rußland abbrechen. Doch wir bleiben ruhig, da wir wissen, was man mit all dem Lärm erzielen möchte. Die Herren wollen nur mal einen Versuch machen, ob man die einheitliche Arbeitsfront nicht jetzt schon durchbrechen kann. Würden die russischen Arbeiter ihre Hilfe den englischen Arbeitern gegenüber einstellen, dann wäre den Grubenbesitzern der Sieg gesichert. Durch Hunger würde man die Grubenarbeiter zu verfluchtem Frondienst zwingen. Nun, bangemachen hilft nicht! Das russische Proletariat hat nicht die Ketten seiner Ausbeuter und Knechter durchbrochen, um sich im neunten Jahre nach der Oktoberrevolution von den englischen Lords neue Ketten anlegen zu lassen.

Die Mitglieder der professionellen Verbände Rußlands sind gar nicht geneigt, ihre Freiheit preiszugeben. Sie werden nicht auf das Kommando von London nach rechts und links springen, sondern den Weg gehen, den ihnen Lenin vorgezeichnet hat: den Weg des Kampfes. Und der läuft nicht neben dem Kapital, nicht mit ihm, sondern ihm direkt zuwider. Das hätten die Herren doch wissen sollen, dann hätten sie sich nicht der vergeblichen Mühe unterzogen, eine heuchlerische, lügnerische Note abzufassen, um die Welt dadurch zu überraschen. Wir schließen uns der allgemeinen Losung an: Hände weg von den freien professionellen Verbänden Rußlands!



## Wirtschaft und Wissen.

### Die Arbeit der Wolgadeutschen Bank.

Von R. W.

In dem Operationsjahr 1924—25 ging die Arbeit der Wolgadeutschen Bank unter ziemlich günstigen Verhältnissen vor sich. Die Ernte des verflossenen Jahres brachte es mit sich, daß die Bauernbevölkerung ihre Anleihen, die sie in der Bank gemacht hatte, entweder ganz oder mindestens zur Hälfte decken konnte.

Der beständige Zustrom von Geldmitteln durch Anleihen in der Zentralen Landwirtschaftlichen Bank und durch Rückerstattung der Vorschüsse, die die Wolgadeutsche Bank der Bevölkerung verabsolgt hatte, ermöglichten es der Bank, die Bevölkerung befriedigend mit Vorschüssen zu bedienen. Der Zustrom und die Verteilung der Mittel ging so flott vonstatten, daß sogar die Voraussetzungen übertroffen wurden. Die Umsatzmittel der Bank betragen am 1. Oktober 1925 insgesamt 2.928.000 Rbl. Der Umsatz selbst belief sich in dem Berichtsjahr auf 71.505.270 Rbl. 86 Kop., wobei er sich im Vergleich mit dem vorhergegangenen Jahr fast um das Dreifache vergrößerte. Dementsprechend vergrößerte sich auch der Gewinn der Bank.

Vorschüsse für landwirtschaftliche Zwecke wurden fast ausschließlich gegen Verpflichtungen und Solowechsel verabsolgt, wobei die Durchschnittshöhe der langfristigen Vorschüsse an 890 Rbl. und die Durchschnittshöhe der kurzfristigen 695 Rbl. betrug.

Besondere laufende Rechnungen wurden ausschließlich örtlichen Verbänden, industriellen Unternehmungen und anderen Anstalten eröffnet, die in enger Verbindung mit der Landwirtschaft stehen. Kleinere Kredite wurden auch der Konsumkooperation und staatlichen Anstalten gewährt.

Für die Getreide- und Futterbeschaffung im Zusammenhang mit dem Mißwachs von 1923—1924 wurde eine Summe von 131.687 Rbl. 12 Kop. abgelassen.

An der Kampagne der Getreidefertigstellung im Anfange des Berichtsjahres nahm die Bank nur als Vermittler im Auftrag des Zentralen Landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbands teil. Im

August und September kaufte sie für die abgerundete Summe von 530.000 Rbl. Getreide an.

Im Bereich der Wolgadeutschen Republik hat die Wolgadeutsche Bank vorderhand nur eine Agentur in Balzer, deren Hauptaufgabe es ist, die Bevölkerung der Bergseite mit Kredit für landwirtschaftliche Zwecke zu bedienen.

Zur Verbreitung der ihr von der Regierung genehmigten ausländischen Obligationsanleihe eröffnete die Wolgadeutsche Bank noch im März 1924 eine Agentur in Chicago. Der Verbreitung der Anleihe stehen viele Hindernisse im Wege, weshalb noch verhältnismäßig wenig Obligationen verkauft wurden. Dafür hat sich eine andere Tätigkeit der Agentur als sehr fruchtbringend für die Wolgadeutsche Republik erwiesen: die Besorgung von Geldüberweisungen aus Amerika in unsere Republik und zum Teil auch in andere Ortschaften der Sowjetunion.

Die von der Regierung der Sowjetunion der Wolgadeutschen Bank in Konzession gegebenen 100.000 Dessj. Land haben der Bank durch die Pacht seitens örtlicher Pächter und durch die Subkonzession an ausländische Subkonzessionäre 65.121 Rbl. 49 Kop. eingebracht.

Am 1. Oktober 1925 betrug das Borratskapital der Bank 15.186 Rbl. 70 Kop. Im Berichtsjahr wurden 15.236 Rbl. 80 Kop. (20 Proz.) vom Gewinn in Abzug gebracht und dem Borratskapital zugezählt. Ausgeschlossen aus dem Borratskapital müssen 7.828 Rbl. 92 Kop. werden, da im ersten Operationsjahr statt der 20 Proz. des Gewinnes auch noch dessen ganzer Rest von 7.828 Rbl. 92 Kop. dem Borratskapital zugezählt wurde.

Die Schlußbilanz am 1. Oktober 1925 betrug 4.457.323 Rbl. 75 Kop. gegen 1.564.595 Rbl. des vorhergegangenen Jahres.

Aus dem Obengesagten ist zu ersehen, wie erfolgreich und rasch die Wolgadeutsche Bank ihre Operationen entwickelt. Zweifellos wird diese Entwicklung in dem Maße, wie die Wirtschaft unserer Republik erstarkt, immer erfolgreicher von sich gehen.





Eine Gruppe unserer Freunde in Amerika mit H. P. Schneider (während der Feier des 2. Jahrestags der Wolgadeutschen Bank in Chicago).



## Der Zustand der Saaten in der Wolgadeutschen Republik.

Von S. Rappes.

Der Zustand der Saaten in der Wolgadeutschen Zentral-Expertkommission am 19. dieses Monats Republik zum 15. Juni d. J. wurde durch die nach dem 5-Ballsystem folgendermaßen festgestellt.

Kanton	Roggen		Weizen		Gerste		Hafer		Steppen- gras	
	1. Juni	15. Juni	1. Juni	15. Juni	1. Juni	15. Juni	1. Juni	15. Juni	1. Juni	15. Juni
Pokrowsk . . . . .	3,0	3,2	3,0	3,5	3,2	3,5	3,4	3,5	3,5	3,5
Krasnojarsk . . . . .	2,8	3,0	3,0	3,5	3,0	3,0	3,0	3,0	3,5	—
Marysk . . . . .	2,8	2,8	3,3	3,5	3,3	3,3	3,0	3,0	3,7	3,5
Mariental . . . . .	2,8	2,8	2,9	3,0	3,0	3,0	2,9	3,0	3,0	3,3
Fjodorowka . . . . .	2,7	2,7	3,0	3,1	3,0	3,3	3,0	3,1	3,3	3,3
Krasny-Kut . . . . .	2,5	2,5	3,0	3,1	3,2	3,2	3,0	3,3	3,0	3,0
Pallasowka . . . . .	1,1	1,1	2,5	3,0	3,6	3,3	3,1	3,0	2,0	2,2
Alt-Poltawka . . . . .	2,7	2,7	2,9	3,0	3,2	3,0	3,1	3,0	2,8	2,8
Seelmann . . . . .	3,0	3,0	2,9	3,2	3,1	3,3	3,0	3,2	3,2	3,5
Ruffus . . . . .	3,0	3,0	3,0	3,0	3,0	3,0	3,0	3,0	3,0	—
Durchschnitt auf der Wiesenseite	2,6	2,6	3,0	3,2	3,2	3,2	3,1	3,2	3,1	3,1
Balzer . . . . .	8,7	3,6	2,8	3,0	3,0	3,0	3,0	3,0	3,6	3,0
Frank . . . . .	3,7	4,0	3,0	3,0	3,3	3,0	3,3	3,0	4,0	4,0
Kamenka . . . . .	3,3	3,3	3,0	3,0	3,2	3,2	3,1	3,1	3,3	3,5
Solotoje . . . . .	3,4	3,5	2,5	2,9	3,0	3,3	2,7	3,1	3,0	—
Durchschnitt auf der Bergseite	3,5	3,5	2,9	3,0	3,1	3,1	3,1	3,1	3,5	3,5
Durchschnitt in der Republik .	2,8	2,9	3,0	3,1	3,2	3,2	3,1	3,2	3,2	3,2

Aus dieser Tabelle ist zu ersehen, daß sich der Zustand der Saaten vom 1. bis zum 15. Juni etwas verbessert hat. Da vom 7. bis 15. Juni in der Republik starke Regen niedergegangen sind, ist zu hoffen, daß sich der Zustand der Saaten noch beträchtlich bessern wird.

Die Roggensaart im Maßstab der Republik steht etwas niedriger als mittelmäßig (2,9). Auf der Bergseite steht der Roggen über mittelmäßig, auf der Wiesenseite dagegen — unter mittelmäßig. Am schlechtesten steht der Roggen in dem Kanton Pallasowka. Was hat seinen Grund darin, daß die

Roggensaart im Herbst infolge der Dürre nicht aufging und dadurch 85 Proz. der sämtlichen Saat verdorben sind. Der Weizen, die Gerste und der Hafer stehen etwas über mittelmäßig. Da über den Zustand der Hirse, des Maises, der Sonnenblumen, Kartoffeln und der Melonen keine Angaben für den 1. Juni vorliegen, so geben wir den Zustand dieser Feldfrüchte, wie er am 15. Juni war, im Maßstab der Republik an: Hirse 2,7, Mais 3,1, Sonnenblumen 2,7, Feldkartoffeln 3,2, Kartoffeln in den Hausgärten und auf den kleinen Stückchen in der Nähe der Dörfer 3,2.



Die Saaten können somit für befriedigend angesehen werden. Doch muß bemerkt werden, daß von der sämtlichen Saatfläche 22.168 Dessjatinen verdorben sind, und zwar durch Ueberschwemmung

1.570 Dessj., durch Hagelschlag 1596 Dessj., Ausgewintert sind 2.362 Dessj., nicht aufgegangen 14.982, durch unbekannte Ursachen (die Kantone haben keine Aufschlüsse darüber gegeben) 1.658 Dessj.

## Schutz den Fledermäusen!

Von Dr. A. Floerike.

Es fällt in der Regel nicht schwer, Naturfreunde für den Vogelschutz zu begeistern; denn der Vogel spricht mehr als andere Tiere zum menschlichen Gemüt: er besticht durch die Schönheit seiner Färbung, durch die Anmut seiner Bewegung und durch den Wohlklang seines Gesanges. Nicht so leicht ist es, weitere Kreise etwa für den Schutz von Kröten oder Fledermäusen zu gewinnen, obwohl diese Tiere mindestens ebenso nützlich sind wie die Vögel; besonders der forstwirtschaftliche Nutzen der Fledermäuse wird kaum von einem Vogel erreicht werden, abgesehen vielleicht von der Nachtschwalbe. Ernähren sich doch die Fledermäuse in der Hauptsache von Nachtschmetterlingen, deren Raupen ja zu den ärgsten Waldverwüsteren gehören. Aber ein schier unausrottbarer Aberglaube versperrt den Fledermäusen, diesen bei näherer Betrachtung so anziehenden Geschöpfen, den Weg zum Herzen des Menschen. Immer noch heißt es, daß die Fledermäuse den Frauen in die Haare fliegen, daß sie den zum Räuchern aufgehängten Schinken oder Speck benagen, daß sie Bettwanzen in die Häuser einschleppen und was dergleichen Unsinn mehr ist. Und wenn man das Gewölbe eines Zauberers oder sonstigen Unholdes darstellen will, so bringt man darin zur Krönung des Gemäldes sicherlich einige der unheimlichen Fledermäuse an. Wo der ungebildete Mensch mit Fledermäusen zusammentrifft, weiß er in der Regel nichts Besseres zu tun, als sie totzuschlagen. Im Wiener Prater kam ich einmal dazu, wie eine große, hohle Eiche gefällt wurde, der Hunderte von schlaftrunkenen Fledermäusen entkrochen. Das zahlreich vorüberwandelnde Volk stürzte sich mit Stöcken und Steinen auf die armen Geschöpfe und ruhte nicht eher, als bis auch die letzte Fledermaus erschlagen war — wobei sich namentlich die hoffnungsvolle Jugend auszeichnete. Dann zog alles weiter in der festen Ueberzeugung, ein gutes Werk getan zu haben. Einige vernünftige Menschen, die dem Massenmord Einhalt gebieten wollten, wären beinahe verprügelt worden. — Ganz

anders denkt man in Nordamerika, wo man früher und besser als bei uns den ungeheuren Nutzen der Fledermäuse gewürdigt hat. Dort werden häufig schon sogenannte Fledermaustürme als Massquartiere für die nächtlichen Flattertiere errichtet, damit sie sich in der betr. Gegend zu ihrer nützlichbringenden Tätigkeit ansiedeln können. Mit besonderem Erfolg hat man solche Fledermaustürme, in denen schließlich bis zu 20000 Bewohner hausten, in malarieverseuchten Gegenden errichtet. Die Malaria wird ja bekanntlich durch die Stechmücken übertragen, und gewisse Fledermausarten sind die Todfeinde solcher Stechmücken und fangen sie massenhaft weg. Man hat das nächtliche Nahrungsbedürfnis einer Fledermaus auf mindestens 250 Stechmücken berechnet. Nach den in Amerika gemachten Erfahrungen hält ein einziger Fledermausturm die ganze Umgegend im Umkreis von 4 englischen Meilen (rund 6 km) vollständig frei von Stechmücken, und deshalb wäre auch bei uns in solchen Gegenden, die besonders unter der Stechmückenplage leiden, die Errichtung von Fledermaustürmen sehr erwünscht, zumal die Kosten gering sind. Dr. Charles Campbell in San Antonio (Texas), der auf diesem Gebiete in Amerika bahnbrechend tätig ist, hat das ganze bisher fast unbewohnbare Gebiet rund um den Mitchellsee in Texas auf diese Weise von Stechmücken gesäubert, die dort in so ungeheuren Mengen aufgetreten waren, daß selbst die Viehhaltung fast unmöglich war; brachen doch die von den Moskitos gepeinigten Kinder und Pferde beständig aus. Die Fledermaustürme machen sich auch noch insofern bezahlt, als der massenhaft abgesetzte Fledermausguano einen sehr konzentrierten und fruchtbaren Dünger bildet, der von den Gärtnern gerne gekauft wird.

Bei seiner Tätigkeit hatte Dr. Campbell vielfach auch Gelegenheit, neue wissenschaftliche Beobachtungen über die Fledermäuse anzustellen, die er in einem Buche mit dem echt amerikanischen Titel „Fledermäuse, Moskitos und Dollars“ nieder-



gelegt hat. Der bekannte Naturforscher Ernest Thompson Seton hat zu diesem Buche ein entsprechendes Vorwort geschrieben. Auf den Naturforscher hat ja von jeher die Fledermaus eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt. Die Fledermaus ist kein Vogel und hat doch den Aufbau eines solchen; sie hat keine Federn und kann doch ausgezeichnet fliegen; sie ist ein ausgesprochenes Nachtthier und hat doch keine großen Glogaugen wie sonst die nächtlich lebenden Geschöpfe. Das läßt schon von vornherein darauf schließen, daß die Fledermaus bei ihren abendlichen Jagden weniger durch das Gesicht als vielmehr durch andere Sinne geleitet wird, und zwar durch Gehör und Gefühl. Die bei vielen Arten ganz riesig ausgebildeten Ohren lassen ja vermuten, welche große Rolle ihnen im Leben dieser Tiere zukommt. Dr. Campbell glaubt nun beweisen zu können, daß die Fledermäuse nur solche Insekten angreifen, die in ihrem Flug ganz bestimmte Töne durch ihre Schwingen oder sonstwie hervorbringen, und daß sie durch diese Töne mit Hilfe ihrer großen Ohren diejenigen Insekten herausfinden, die für sie erfahrungsgemäß zur Nahrung geeignet sind. Als Endergebnis zahlreicher Beobachtungen hat der amerikanische Forscher festgestellt, daß die Insekten mit einem Ton, der tiefer ist als das gewöhnliche c, (latein) von der Fledermaus oder wenigstens von der von ihm beobachteten nordamerikanischen Fledermausart gemieden werden. Die Töne, die die Moskitos von sich geben, erstrecken sich von d nach f bis g und sogar noch höher. Handelt es sich um ungeeignete Insekten mit widerlichem Geschmack, so sind die ausgestoßenen Töne beständig tiefer als das gewöhnliche c, während bei den geeigneten Insekten, die zu einem großen Prozentsatz Moskitos sind, die Töne vom gewöhnlichen c nach f oder g gehen. Andererseits hat die Stechmücke natürlich auch ihre Schutzmittel gegen solche Feinde, und zwar hört sie sofort mit dem Fliegen auf und verhält sich still, wenn sie eine Fledermaus in der Nähe vermutet. Campbell züchtete in einem Zimmer Tausende von Moskitos, deren Gesumm auf meterweite Entfernung außerhalb des Zimmers gehört wurde. Wenn er dann nachts Fledermäuse in den Raum ließ, hörte das summende Geräusch sofort auf, und beim Andrehen des Lichtes ließ sich erkennen, daß sämtliche Moskitos an den Wänden hingen und sich dabei regungslos verhielten. Wurden die Fledermäuse wieder aus dem Zimmer entfernt, so ging das Gesumm nach etwa 3 Minuten mit alter Kraft wieder los. Zahlreiche Wiederholungen dieses Versuches hatten

immer das gleiche Ergebnis. Gegen die Stiche der Moskitos sind die Fledermäuse gut geschützt durch die ganz eigentümliche Beschaffenheit ihrer Haare, die in dichter Anordnung den ganzen Körper bedecken und stark von der sonstigen Haargestaltung bei Säugetieren abweichen. In Amerika glaubt man, drei verschiedene Haarformen beobachtet zu haben. Ob diese aber bei einer einzigen Art vorkommen oder auf mehrere verteilt sind, ist bis jetzt nicht festgestellt. Unsere eigenen Untersuchungen haben jedenfalls nur eine Form von Deckhaaren an einer Fledermausart ergeben, während die um die Schnauze herum wachsenden Haare etwas anders aussehen. Eingehende Forschungen auf diesem Gebiet würden sicher sehr wichtige und reizvolle Ergebnisse zutage fördern. Der Stechrüssel der Moskitos kann also wegen der starken Haarbedeckung nicht durchdringen. Campbell ist aber auch weiter noch der Ansicht, daß diese Haare, die im Gegensatz zu denen anderer Säugetiere nicht zeitweise ausfallen, den Körper der Fledermaus gewissermaßen in ein lebendes „Radio“ verwandeln, indem sie als Antennen dienen und die verschiedenen Schallwellen auffangen, die von den fliegenden Insekten erzeugt werden. Sie seien deshalb gewissermaßen ein zweites Gehör. — Wenn die Fledermaus sich hinter losgelösten Baumrinden versteckt, so gehen manchmal gewisse Lärmen auf ihren Körper über, und diese werden dann vom Volk irrtümlich für Bettwanzen gehalten. Campbell hat mehr als 4000 Fledermäuse auf Bettwanzen untersucht, aber keine einzige wirkliche Wanze gefunden; dieses Ergebnis wurde auch von dem Büro für Insektenkunde in den Vereinigten Staaten bestätigt. — Als argen Feind seiner Lieblinge stellte Dr. Campbell eine nordamerikanische Schlangenart fest. Einmal fand er nicht weniger als 14 Fledermäuse im Magen einer solchen Schlange. Die Fledermäuse suchen deshalb immer Schlupfwinkel mit sehr engem Eingang auf, wohin ihnen die Schlangen nicht folgen können, und es ist ganz erstaunlich, durch welche enge Oeffnungen sie sich zu pressen vermögen. — Bewunderungswürdig ist weiter die Muskelkraft, die die Fledermäuse bei ihren nächtlichen Flügen aufbringen. Sie haben es ja bei ihrem Fluge nicht so leicht wie etwa die Vögel; müssen sie doch ihre verhältnismäßig kurzen Schwingen die ganze Nacht über in Bewegung erhalten, wobei sie 250 bis 300 Schläge in der Minute vollführen. Der amerikanische Forscher hält die Fledermäuse für ziemlich langlebige Tiere und schätzt ihr Alter auf 25 bis 30 Jahre. Desters fand er Greife, die vollständig grau,



und deren Backenzähne ganz abgenützt waren. Schon das Fehlen des Grimm- oder Dickdarms bei Fledermäusen läßt auf ein verhältnismäßig hohes Alter schließen. Im Guano der Fledermaushöhlen findet

man aber fast niemals tote Stücke; die Tiere, die ihr Ende herannahen fühlen, ziehen sich in einen abgelegenen Winkel der Höhlung zurück, so daß man von förmlichen Fledermauskirchhöfen sprechen kann.

## Kooperation und Landwirtschaft.

### Tüchtige Arbeit!

Von J. Roth.

Unter den unteren kooperativen Organisationen herrschte bis jetzt die Ansicht, daß alle staatlichen und gesellschaftlichen Organisationen, an erster Stelle der Genossenschaftsverband, verpflichtet wären, einer jeden Genossenschaft die Mittel zur Existenz und Arbeit zu geben, unabhängig davon, ob die Genossenschaft gesund und lebensfähig ist und das Ziel der Kooperation kennt oder nicht. Deshalb wurden oft Genossenschaften gegründet, ohne daß die vorhandenen Möglichkeiten ihrer Existenz und ihrer Arbeit, namentlich die vorhandenen Mittel, berücksichtigt worden wären; man erwartete eben beständige Unterstützung „von oben“ und war erstaunt und zuweilen sogar empört, wenn die zentralen Organisationen die Frage stellten: „Ueber wieviel Selbsttätigkeit und Mittel verfügt Ihr selbst?“ Häufig erfolgte die Gegenfrage: „Ja wozu brauchen wir denn dann eine landwirtschaftliche Genossenschaft, wenn wir unsere eigenen Mittel hineinstecken sollen?“

Es gab allerdings eine Zeit, wo jede neue Genossenschaft mit offenen Armen aufgenommen wurde und die Möglichkeit hatte, Unterstützungen ohne Rücksicht auf ihre Existenz- und Arbeitsmöglichkeiten zu erhalten. Es war die Zeit, als die genossenschaftlichen Organisationen noch einen Verteilungsapparat darstellten. Diese Zeit ist aber vorbei. Jetzt wird von den Genossenschaften verlangt, daß sie Selbsttätigkeit entwickeln, ihre eigenen Mittel heranziehen und tüchtige Arbeit leisten.

Tüchtige Arbeit! Das ist die Forderung des Augenblicks, die an alle wirtschaftlichen Anstalten und Organisationen gerichtet wird. Unser Bundesstaat ist neuerdings auf dem Weltmarkt vertreten, und dieser stellt seine Gesetze hinsichtlich der

Qualität der Arbeit auf, denen sich alle Vertreter unterwerfen müssen.

Tüchtige Arbeit auf dem Gebiete des Absatzes! In dieser Hinsicht weist die Kooperation noch große Mängel auf. Bisher nahmen die unteren kooperativen Organisationen an den Absatzoperationen keinen Anteil mit eigenen Mitteln, sondern nur mit Hilfe von Vorschüssen. Die Mittel des Verbandes wurden dabei allzu sehr zersplittert, und oft recht unzweckmäßig, da nicht jede Genossenschaft die Mittel so erfolgreich zu verwenden imstande war, wie man es hätte verlangen sollen. Nur zu häufig kam es daher vor, daß der Umsatz der Mittel allzu langsam vor sich ging, ja daß die Mittel sogar nicht ihrer Bestimmung gemäß verwendet wurden, daß ferner die abzuführenden Produkte von schlechter Qualität waren. Das muß nun alles ganz anders werden. Bald beginnt ein neues Wirtschaftsjahr, bei dessen Antritt die Erfahrungen der Vergangenheit genau berücksichtigt und die entsprechenden Verbesserungen in der Arbeit der landwirtschaftlichen Kooperation vorgenommen werden müssen.

Tüchtige Arbeit auf dem Gebiete der Warenbeschaffung! Als Mängel sind hier zu nennen: 1. der Handel mit Konsumwaren, der oft bloß deswegen betrieben wurde, daß die „arbeitslosen“ Genossenschaften etwas zu tun hatten, 2. die Kostspieligkeit dieses Handels infolge des Mangels an eigenen Mitteln, infolge des geringen Umfanges des Absatzes, infolge eines allzu angeschwollenen Personalbestandes usw. Der Handel mit Konsumwaren wurde häufig sogar dort geführt, wo die notwendigen Bedingungen gänzlich fehlten, so daß der Umsatz nicht mal die Auslagen rechtfertigte.



tigte. Alle diese Mängel müssen künftighin auch beseitigt werden.

Eine höchst wichtige Tätigkeit sowohl bei dem Absatz der landwirtschaftlichen Produkte als auch bei der Warenbeschaffung wurde von unseren Genossenschaften bisher noch außer acht gelassen, muß aber künftighin um so eifriger betrieben werden. Es ist die Uebernahme und bestmögliche Ausführung von Aufträgen und Bestellungen. Das ist eine echt kooperative Arbeit, die die Absatzmittel der Genossenschaften vergrößert.

Der 4. Kongreß der Bevollmächtigten der landwirtschaftlichen Kooperation hat hinsichtlich der Bessergestaltung der Arbeit der landwirtschaftlichen Genossenschaften für zweckentsprechend befunden, daß der Verband zu Absatzoperationen nicht allen Genossenschaften Vorschüsse verabsolge, die solche zu erhalten wünschen, sondern nur denjenigen, die 1. in einem Rayon wirken, wo Absatz-, Aufbewahrungs- und Transportmöglichkeiten vorhanden sind, 2. über gewisse eigene Mittel verfügen und 3. ihre Arbeitsfähigkeit bereits bewiesen haben.

Zu dem Getreideabsatz wird man auf diese Weise nur 40—50 Genossenschaften heranziehen können. Das bedeutet aber noch nicht, daß die übrigen Genossenschaften von der Anteilnahme an dem Getreideabsatz gänzlich ausgeschlossen sind, im Gegenteil, das Getreide wird von ihnen für Bar oder auf Kommission übernommen, unter der Bedingung, daß diese Genossenschaften den Ankauf des Getreides für eigene Mittel bewerkstelligen. Das gilt auch für alle andern Absatzoperationen. Bei einem solchen Verfahren spezialisieren sich die Genossenschaften in der einen oder andern wirtschaftlichen Arbeit u. beschleunigen den Umsatz ihrer Mittel. Die Mittel des Verbands und des Staats sind dabei weniger der Gefahr ausgesetzt, mißbraucht zu werden, die Qualität der Arbeit und der Produkte verbessern sich zweifellos, und die Prozentausschläge verringern sich.

Man wird vielleicht entgegenen: Wo sollen die Genossenschaften, die keine Vorschüsse von dem Verband erhalten, die Mittel für die Absatzoperationen hernehmen? Darauf ist zu erwidern: Wenn die Arbeit richtig gestaltet wird, sind nicht viel Mittel erforderlich. Mit 200—300 Rbl. kann man im Laufe eines Monats 2000—3000 Pud Getreide fertigstellen. Man kaufe im Laufe von 2—3 Tagen Getreide an, übergebe es der nächsten Ankauffstelle

des Verbands, erhalte das Bargeld dafür und arbeite weiter. Noch besser ist es natürlich, wenn sich die Genossenschaft das Vertrauen der Bevölkerung erwirbt und das Getreide für nachträgliche Entschädigung von ihr erhält. Wenn der Privathändler auf diese Weise vorgeht, kann es die Genossenschaft bei gutem Willen auch. Der Verband aber muß seine Mittel dahin werfen, wo besonders viele Warenüberschüsse und bequeme Mittel für den Absatz und das Aufbewahren der Waren vorhanden sind, wobei immer wieder die Genossenschaften in Betracht kommen, die sich als arbeitsfähig erwiesen haben. Alles Jammern darüber, den erstarrten Genossenschaften komme man mehr entgegen als den schwachen, ist vergeblich.

Das Gesagte gilt auch hinsichtlich der Warenbeschaffung. Damit dürfen sich nur die Genossenschaften befassen, deren Umsätze es gestatten, nicht nur alle Auslagen, die natürlich möglichst gering sein müssen, zu decken, sondern noch eine gewisse Kapitalansammlung zu schaffen. Nur solche Genossenschaften, die die Möglichkeit haben, bedeutende Umsätze zu machen, dürfen beständig Warenkredite vom Verband erhalten. Alle übrigen Genossenschaften jedoch, denen das nicht möglich ist, müssen auf ständig funktionierende Buden und Lager verzichten und die Versorgung der Bevölkerung mit Waren entweder dem Konsumverein überlassen oder nur der Zeit entsprechend auf Bestellungen ihrer Mitglieder betreiben. Herrscht also Nachfrage auf Maschinen, Inventar und Zubehör dazu, so sammle man die Forderungen und das Handgeld, kaufe dann das Verlangte, verteile es unter die Besteller und verrechne sich mit ihnen. Von dem Besteller muß dabei die rückständige Summe bar entgegengenommen werden, oder er muß einen Schuldschein darüber ausstellen.

Es versteht sich von selbst, daß eine Genossenschaft, die nur während einer Saison arbeitet, auch nur bezahlte Angestellte für diese Zeit und die betreffende Arbeit hat, die übrige Zeit aber keine Auslagen macht.

Das sind alles sehr wichtige unaufschiebbare Aufgaben der landwirtschaftlichen Kooperation auf dem Gebiet ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit, Aufgaben, deren richtige Lösung die landwirtschaftliche Kooperation um einen guten Schritt vorwärts bringen wird.

Darum frisch ans Werk!



## Das Aufblähen der Wiederkäuer.

Von E. Rapoport, Veterinärarzt.

Im Zusammenhang mit den für unsere Gegend ungewöhnlich reichlichen Niederschlägen und dem daraus entstehenden starken Wachstum der verschiedenen Unkräuter, die im saftigen Zustand häufig Aufblähen bei den Wiederkäuern, namentlich dem großen Hornvieh, hervorrufen, richtet diese Krankheit gegenwärtig großen Schaden bei uns an.

In Fokrowsk z. B. wurde in den letzten Tagen eine Menge Vieh von diesem Uebel befallen, und manches Stück ist dabei zugrunde gegangen, weil die richtige Hilfe entweder ganz fehlte oder zu spät kam.

Die Ursache der Erkrankung sind Gase, die sich durch die schnelle Zersetzung des saftigen Grases im Magen des Tiers bilden.

**Ken n z e i c h e n.** Das Tier wird schnell aufgebläht; die sogenannte Hungergrube oben an der linken Seite des Magens wird stark emporgehoben, manchmal höher als der Rücken. Das Tier atmet schwer, stöhnt, ist schwerfällig in seinen Bewegungen, fällt endlich hin und stirbt, wenn die Hilfe verspätet.



Abb. 1. Trofar

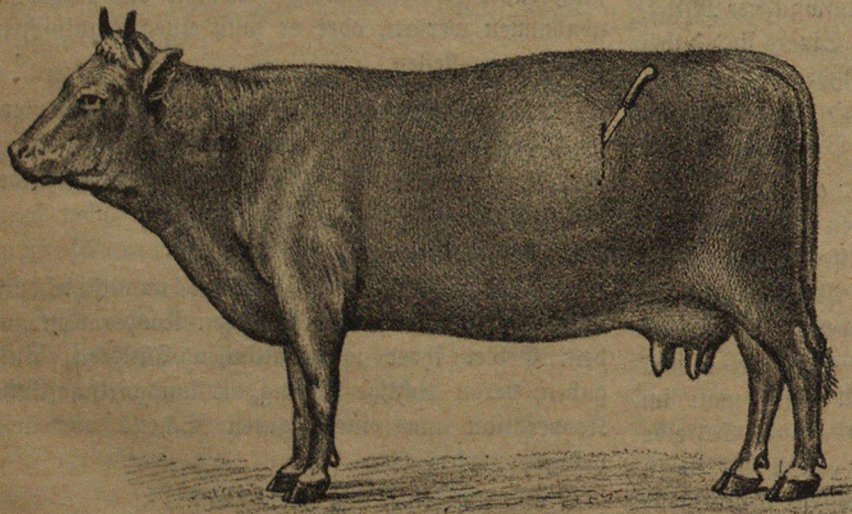


Abb. 3.

Der Wanstschnitt.

**Die Heilung.** Hilfe muß schnellstens geleistet werden. Ist ein Arzt in der Nähe, so muß man sich unverzüglich an ihn wenden; ist das nicht der Fall, so muß man sich eben selbst aufs eifrigste mit der Heilung befassen.

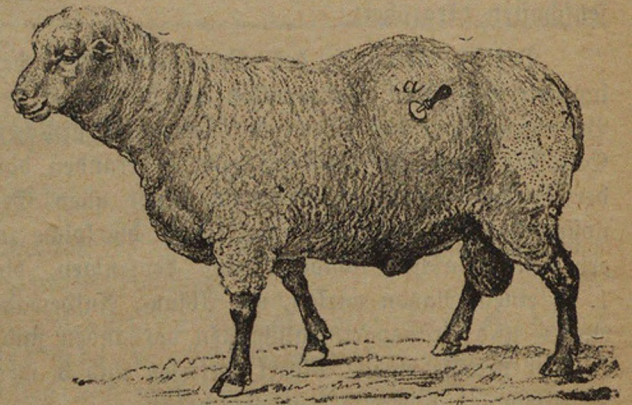


Abb. 2. Stark aufgeblähtes Schaf. a Stelle, wo der Trofar eingestochen wird.

Es wird gegen diese Erkrankung empfohlen, dem Tiere Kalkmilch einzugeben; denn der Kalk bindet die Gase. Zur Herstellung der Kalkmilch nimmt man zwei Eßlöffel voll ungelöschten Kalk, löst ihn mit etwas Wasser, streut das Kalkpulver in ein Gefäß mit zwei Liter Wasser und rührt es gut. Dann gießt man die Kalkmilch ohne den Bodensatz in eine große, starke Flasche. Beim Eingeben muß der Kopf des Tieres hochgehalten werden, damit es Zeit zum Schlucken hat.

Noch besser wirkt ein Eßlöffel voll Salmiakgeist (нашатырный спирт), in einem Becher Wasser verdünnt, mit Zugabe von 1—2 rohen Eiern oder einem Löffel voll Pflanzenöl, damit sich das Tier nicht Maul und Kehle verbrennt.

Wenn kein Salmiakgeist vorhanden ist, so kann man statt seiner in einer ebensolchen Lösung einen Löffel voll Kreolin oder Petroleum (Lampenöl) verabreichen. Sofort danach verabreicht man dem Tier ein abführendes Salz, am besten Glaubersalz, und zwar 1 bis 1 1/2 Pfund, je nach der Größe



des Tiers, und  $\frac{1}{8}$  Pfund Teesoda, die man in einer Flasche siedenden Wassers aufgelöst hat. Dann treibt man das Tier an den Fluß oder Brunnen, gießt 50—100 Eimer Wasser auf es, knetet und massiert seine linke Seite und führt es dann hin und her.

In schweren Fällen, wenn sich der Leib des Tieres schon stark aufgebläht hat, daß die Seite schon ganz hart geworden ist, muß man vor allem die Gase mit Hilfe eines Trokars (Sieh Abb. 1) ablassen, der von der linken Seite des Magens in die Hungergrube (Sieh Abb. 2) gestoßen wird. Die geeignetste Stelle hierzu befindet sich 2—3 Werschok vom Ende der querstehenden Auswüchse der Rückgratwirbel und in einer gleichen Entfernung von dem großen Schenkelfnochen. Der Trokar muß schief und zwar von oben nach unten und von hinten nach vorn (in der Richtung nach dem rechten Vorderfuß) in die Hungergrube eingestochen werden.

Zuerst muß jedoch die Stelle, wo der Trokar eindringen wird, möglichst kahl geschoren, dann gewaschen und mittels Karbolsäure desinfiziert werden. Danach stellt man die Spitze des Trokars auf die derart behandelte Stelle, hält das Instrument mit der linken Hand in der angegebenen Richtung und schlägt mit der rechten Hand stark auf den Griff.

Wenn man über keinen Trokar verfügt, so kann man eine solche Deffnung mit einem langen, schmalen Messer machen. In die Deffnung steckt man dann ein Röhrchen und läßt es so lange stecken, bis die Gase alle entwichen sind, was mit

unter einige Stunden lang wahren kann. Dann hat die oben beschriebenen Heilung zu erfolgen.

Um die Bildung von Gasen einzudämmen, kann man dem kranken Tier auch gestoßene oder zermahlene Holzkohle und Kreide eingeben.

Bei chronischem Aufblähen, das sich mitunter bis 24 Stunden und noch länger hinzieht, stellt sich das Wiederkauen ein, das zur Verdauung der Nahrung unerlässlich ist. Als ein gutes Volksmittel zur Anregung des Kauens dient ein Strohfleil, das dem Tier ebenfalls auf einige Stunden ins Maul gegeben und an den Hörnern befestigt wird (Sieh Abb. 4).

Nach dem Aufblähen läßt man das betreffende Tier 2—3 Tage lang eine entsprechende Diät einhalten, indem man ihm nur gutes trockenes Heu füttert.

Wiederholtes Aufblähen ist sehr gefährlich: es führt oft zu starken Verdauungsstörungen, ruft Magenkatarrh hervor und endet meist mit dem Tod des Tieres.

Das Aufblähen wird auch bei Schafen beobachtet. Das Heilverfahren bei ihnen ist dasselbe wie bei den Kühen.



Abb. 4. Aufzäumen mit Strohbund bei Aufblähung.

## Aus Stadt und Dorf.

### Korrespondenzen.

**Vokrowsk.** Die Wolgadeutsche Bank Landwirtschaftlichen Kredits. Die Kundschaft der Wolgadeutschen Bank merkt am besten das Wachsen und Erstarken der Bank. Auch die Bevölkerung unserer Republik weiß es. Nur unsere Kolonisten im Auslande wollen es zum Teil noch nicht glauben. Aber Zahlen sprechen ihre Sprache (nicht aus der Luft gegriffene Zahlen, sondern buchmäßige); ihnen muß auch der letzte Zweifler glauben.

Im Verlaufe von drei Geschäftsjahren hat die Wolgadeutsche Bank in jedem Jahre alle Zweige ihrer Arbeit verdreifacht. Die Schlußbilanz auf den 1. Oktober 1925 hat die Höhe von 4.557.323 Rbl. 75 Kop. erreicht. Das laufende Geschäftsjahr verspricht die progressive Steigerung nicht zu vermindern. Ständig hat man die Bank ausgebaut, mehr den Verhältnissen angepaßt und erst jüngst das Statut der Bank wesentlich verbessert. Die Reor-



ganisation der Bank bietet große Perspektiven. Die Bank rückt ihrem Ziele immer näher. Sie ist das Werk, das unsere Aufbauarbeit planmäßig, sozialistisch durchführen hilft. In der allseitig nutzbringenden Tätigkeit der Bank spielen die Geldüberweisungen aus Amerika in unsere Kolonien keine geringe Rolle. Wenn in Vorkriegszeiten für eine Geldüberweisung aus Amerika in unsere deutschen Wolgakolonien drei Wochen nötig waren, so sind heute dazu nur noch 10—12 Tage nötig.

Bald wird man die Ueberweisungsbeträge anstatt in 10—12 Tagen in 5—6 Tagen erhalten können. Unsere Bevölkerung und Regierung können und müssen freilich das Ihrige dazu beitragen. Es müssen unbedingt in allernächster Zeit in jedem Dorfe die Häuser numeriert und der Post- und Telegraphenverkehr muß gehoben werden.

Unsere Wolgakolonisten müssen ihren Verwandten absolut richtige und deutlich geschriebene Post- und Telegrammadressen zuschicken, damit keine Mißverständnisse entstehen, die die Geldüberweisungen erschweren. Unsere Kolonisten in Amerika müssen von ihren althergewohnten Adressschreibweisen ablassen und bei der Erteilung von Geldüberweisungsaufträgen die Adresse des Empfängers ebenfalls richtig und deutlich angeben.

Der Geschäftsbericht der Verwaltung der Wolgadeutschen Bank für das Jahr 1924—1925 befindet sich im Druck und kann von der Verwaltung der Bank, Pokrowsk an der Wolga, bezogen werden. Darin findet auch der Leser die statistischen Angaben, die das Wachstum und das Erstarken der Bank klipp und klar vor Augen führen.

Georg Dummler.

**Krasnojarsk.** 500 Dessjatinen Getreide vom Hagel verheert. Am 7. Juni ging auf die an der Grjasnucha gelegenen Felder der Gemeinden Rosenheim, Reinhardt, Schäfer (Kanton Krasnojarsk) und Graf (Kanton Mariental) Hagel nieder und verheerte an 500 Dessj. Winter- und Sommergetreide auf einer Fläche von ungefähr 40 Quadratwerst. Am meisten wurde der Roggen betroffen, von dem 40—100 Proz. verheert wurden. Der Weizen und die Hackfrüchte haben weniger gelitten. Den Hagel begleitete ein starker Regen, von dem die Grjasnucha so answoll, daß sie aus ihrem Bett trat. Das Wasser riß das Kleinvieh auf seinem Wege mit sich fort. Der Schaden wurde von einer eigens dazu bestimmten Kommission am 13. d. M. festgestellt. Agronom Wogau.

**Dinkel** (K. Kuffus) Landeinrichtung. Gegenwärtig dreht sich in Dinkel alles um die Landfrage. Heute oder morgen wird die endgültige Landeinrichtung in Angriff genommen. Es haben sich ja freilich gewisse Elemente aufs allereifrigste bemüht, die Landeinrichtung zu hemmen, da ihnen ihre jetzige Lage gerade gefällt; allein es ist ihnen nicht gelungen, die gewaltige Strömung zugunsten einer geregelten Landnutznutzung aufzuhalten.

Ein Teil der Dinkler Bürger siedelt schon an den sogenannten „Trakt“ (große Salzstraße) über. Die neue Ansiedlung heißt „Friedenheim“. Die „Friedenheimer“ arbeiten wie die Ameisen: täglich werden Gebäude niedergedrückt und an den Ort der neuen Ansiedlung übergeführt.

Der erste Schritt zur Umsiedelung ist getan, und der zweite folgt rasch nach; denn es hat sich bereits eine andere Gruppe von Bürgern gebildet, die auch die Losung „Hinaus aufs Land!“ aufgeworfen hat.

Zweifellos werden auch noch andere folgen, denn Dinkel ist vom Uebersiedlungsfieber ergriffen.

P. Ries.

**Galka** (Kanton Kamenka). Entweder den Graben zumachen oder Galka wegräumen. Unter dieser Ueberschrift schrieb jemand seinerzeit einen Artikel in die Galkaer Wandzeitung. Es wurde zwar gelacht über die komische Ueberschrift des Artikels, aber heute steht die Frage ernst. Am 15. Juni wurde sie in der allgemeinen Versammlung verhandelt, wobei manche meinten: „Die könne erst mal an jeder Gasse so n Grabe nimmerreiche losse, no werd mr sehe, wies werd.“ Man sollte glauben, es sei Spaß, aber in Wirklichkeit wurde beschlossen: das Wasser eine andere Straße hinunterzuführen. Was für ein Graben ist das eigentlich? Im Frühjahr 1924 hat das wilde Wasser die Rinnen verheert, die dann zur Reparatur einer Brücke genommen wurden, obwohl man anderes Holz hätte finden können. Im Frühjahr 1925 hat das wilde Wasser den Graben beträchtlich vergrößert. Trotzdem fand man nicht für nötig, ihn zu befestigen. Im Frühjahr 1926 hat sich der Graben 8—10 Faden weiter ins Dorf gefressen und bedroht schon Häuser.

Wenn man bis 1927 keine Maßnahmen trifft, können gegen 5 Wirtschaften ruiniert werden. Es ist daher höchste Zeit, daß die Galkaer Gemeinde den Graben befestigt.

Ein Galkaer.



## Kultur und Natur.

### Wanderlust.

Von Otto Hoffmann.

Aus dem blauen Aether lacht  
Lusterfüllt die liebe Sonne  
Auf des Frühlings üpp'ge Pracht,  
Auf die Welt voll Luft und Wonne.

Philomele singt im Wald  
Trunken wie im Paradiese;  
Ihr entzückter Hymnus schallt  
Schmelzend auch dem Blust der Wiese.

Ungestüme Wanderlust  
Zieht bei all dem goldnen Schein,  
All der Pracht und all dem Blust  
In des Weidmanns Busen ein.

### Unter den Rädern.

Novelle von Hans Otto Henel.

(Fortsetzung)

Gewiß, ich habe einen mir günstigen Gerichtsentscheid, aber wenn ich ihn geltend machen will, ist das nichts anderes, als wenn das Kind von zwei Parteien hin- und hergezogen wird. Dazu kann ich mich nicht verstehen, denn die Seele des Kindes müßte dabei zerrissen werden.

Vor acht Tagen aber kam es zu dem Sturme, der mich aus dem Hause trieb. Wundere ich mich doch schon seit einiger Zeit, woher die fünfzehnjährige Ilse die zotigen Gassenhauer hat, die sie so gern trällert. Da stellt es sich heraus, daß sie mit der eigenen Mutter statt zu einem Schulabend, wie sie mir vorgelogen hatten, auf einem gemeinen Tanzsaal von üblem Ruf war. Eine Fünfzehnjährige! Es kam dazu, daß ich in meiner Wut mich an Lotte vergriff. Sie ist aber wohl kräftiger als ich, denn sie verprügelte mich. Und Ilse, unser Kind, stand dabei und freute sich darüber. Greller konnte ich mein Unglück in seiner vollen Größe nicht überblicken: ich bin verdammt, die beiden Menschen zu lieben, Lotte, meine Frau, und Ilse, mein Kind — und sie sind meine schlimmsten, lieblosesten Feinde. Den dritten Menschen, den ich liebe und der mich wieder liebt, das Kindlein, werden sie mir ent-

fremden und schließlich entreißen, wenn ich nicht freiwillig von ihm lasse. Ich soll ohne Liebe sein.

Da bin ich in der Verzweiflung geflüchtet. Tagsüber arbeite ich an meinem Plage in der Druckerei, und nachts schlafe ich in der „Herberge zur Heimat“, unter land- und gesellschaftsfremden Unglücklichen, die, wie ich, keinen Menschen haben, der ihre Liebe entgegennehmen will. Aber jeden Tag schleiche ich mich in die Nähe meiner Wohnung, ob ich die Kleine nicht wenigstens einmal von ferne oder als Silhouette am Fenster sehen könnte. Bis heute hatte ich das Glück noch nicht, und wenn ich's nicht morgen oder übermorgen habe, treibt mich die Sehnsucht wahrscheinlich wie einen Bettler wieder hin. Ich ahne, daß es mein Unglück auf eine Höhe führen wird, wo das Ende mich erlöst, aber — ich bin müde geworden. Mag man mich deshalb verachten; mir liegt nichts daran.“

Der Däne hatte die letzten Worte fast leise gesprochen. Seine anfängliche Erregung hatte sich gelegt, aber traurig war er, sehr traurig, so daß es uns gar nicht in den Sinn kam, diese Schwermut durch Worte zu zerstören, und wir schwiegen eine ganze Weile. Wer weiß, wie lange dieses



Stummsein noch gedauert hätte, wenn nicht zufällig ein etwa zehnjähriges Mädchen, das Ansichtskarten feilbot, an den Tisch getreten wäre. In unserem Kreise galt es als Grundsatz, solcher verhüllten Bettelerei gegenüber sich ablehnend zu verhalten; denn wir witterten hinter jedem dieser bedauernswerten Wesen ein wohlorganisiertes Bettelinstitut mit Betriebskapital und märchenhaften Ueberschüssen. Wir drei lehnten deshalb mit höflichem Danke ab, der Däne aber zog eine magere Geldtasche und gab dem Kinde eine kleine Münze. Das Kind dankte ihm und ging weiter an den nächsten Tisch. Ich konnte aber bei dieser Gelegenheit bemerken, daß der Däne selbst nur noch wenig Geld besaß.

Ob ich zwar nur mit umschreibenden Worten das, was mir bei ihm, der selbst zwei Kinder in den bedenklichsten Umständen wußte, als Leichtsinns hinstellte, hatte er meine Absicht doch sofort herausgeföhlt. Ja, auf sein trauriges, gefurchtes Gesicht kam darüber sogar so etwas wie ein Lächeln:

„Es ist nicht unmöglich, daß dieses bittende Mädchen der Gabe weniger bedürftig ist als ich oder meine Kinder. Aber weiß ich denn, wer hinter ihm steht? Ich will bei einem Kinde nie an Schlichtigkeit glauben. Es ist stets unschuldig, denn es wird erst schlecht gemacht, wenn nicht durch Menschen, dann von den Verhältnissen. Und im Zweifelsfalle werde ich lieber an die Bedürftigkeit des Kindes glauben.“

Dieser unbedeutende Zwischenfall schien dem Dänen das seelische Gleichgewicht einigermaßen wiedergegeben zu haben. Er rief den Kellner, klaubte mit umständlicher Behutsamkeit den Betrag seiner kleinen Zeche zusammen, zahlte, und als der Kellner wieder außer Hörweite war, wandte er sich an uns:

„Ich muß jetzt leider gehen, denn nach 9 Uhr wird niemand mehr in die Herberge eingelassen.“

„Es ist ja erst halb acht!“ verwies ich ihn auf die Wanduhr.

„Ja, ich weiß es, aber — — Sie können sich denken, daß ich erst noch einmal durch die Straße gehe, wo die drei Menschen wohnen, von denen ich ausgeschlossen bin. Sollte ich Licht hinter den Fenstern sehen, dann will ich annehmen, daß sie den Frieden haben, den man mir nicht gönnt. Dann darf ich wenigstens von einem Familienglück träumen auf meinem Strohsack in der „Herberge zur Heimat“. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, mich vor Ihnen so gehen zu lassen, aber Sie werden das einem alten Manne gewiß verzeihen. Es tut wohl, wenn man sich sein Leid einmal vom Herzen reden kann. Meine Hand — nein, ich will Ihnen nicht zumuten, sie zu nehmen, aber — leben Sie wohl! Wahrscheinlich sehen wir uns doch nie wieder.“

Hüstelnd und müden Schrittes ging er hinaus, und wir drei, die wir uns anfänglich seines Neußeren wegen geniert geföhlt hatten, hätten es jetzt gern gesehen, wenn er noch geblieben wäre. Es ging ein Strom menschlichen Leidens und Erduldens von ihm aus, der bezwingend wirkte, und wir saßen noch lange beisammen, um an seine Geschichte unsere Betrachtungen über den Einfluß des persönlichen Charakters auf Glück und Unglück zu knüpfen.

Noch manchmal schauten wir nach dem Dänen aus, doch ließ er sich nicht wieder in dem Kaffeehause sehen. Aber ich allein sollte noch einmal mit ihm zusammentreffen unter Umständen, die mir zur Pein wurden, und — weshalb soll ich's verschweigen? — von jenem Tage schreibt sich meine Abneigung, mein krankhafter Widerwille gegen eine bestimmte Art von Frauen her.

(Schluß folgt.)

## Die Schleppbarke.

Erzählung von Larissa Reißner.

Es handelte sich um folgendes: beim Rückzug von Sarapul luden die Weißen 600 unserer Leute in eine Barke und schafften sie fort — keiner wußte wohin — man sagte, na Ufa, vielleicht auch noch weiter . . .

Eine Stunde später sammelt eine durchdringende Sirene die am Ufer verstreuten Matrosen, und der Kommandierende erteilt den Befehl: Die Flottille geht stromaufwärts auf die Suche nach der Schleppbarke mit den Gefangenen. Und die



Mannschaft anfeuernd, klingen betont seine Worte: „Sechshundert Mann, Genossen!“

Sie hatten uns nicht erwartet: Schützengräben, Drahtverhau, Vorposten — alles war von der Flußseite aus ungeschützt und wie auf einem Lee-brett sichtbar. Langsam längs des Ufers gleitend, nahmen die Minenschiffe bequeme Stellung ein, — die Richtmeister richteten die Geschütze.

Eine Strecke von 10 Kilometer, und wir sind am Ziel. Die roten Flaggen sind eingezogen, — man beschloß, den Gegner zu überraschen und die Flottille für eine weißgardistische — die des Admirals Stark — auszugeben, die von den Weißen mit Ungeduld erwartet wurde. Die Schiffe schießen hinter einer Insel in voller Fahrt vor, passieren die Anlegestelle von Galjany, stellen sich in Position auf — ein Manöver, das auf dieser seichten und schmalen Stelle sehr schwierig ist.

„Nur auf Befehl schießen!“ signalisiert ein Minenschiff dem andern.

Die Situation ist die folgende: Etwa 70 Meter vom Ufer entfernt sieht man neben der Kirche deutlich ein schweres, sechszölliges Geschütz. Dahinter auf der Anhöhe viele neugierige Bauern und zwischen ihnen ein Häuflein bewaffnete Soldaten. Auf dem Kirchturm ein zweites Geschütz — vielleicht ein Maschinengewehr. Am linken Ufer eine Schleppbarke mit Weißgardisten. Zwischen den Sträuchern schimmern weiße Lagerzelte hervor, Feldküchen rauchen, Soldaten liegen am Ufer und verfolgen neugierig die Manöver der Minenschiffe. Mitten im Fluß aber — von Posten bewacht — ein schwimmendes Grab, regungslos und unbeweglich.

„Prytki“ erteilt mit halblauter Stimme den andern Schiffen Befehle. „Retiwy“ nähert sich, ohne sich zu verraten, der Schleppbarke und überzeugt sich, daß die kostbare lebende Fracht an Bord ist. „Prytki“ richtet seine Geschütze auf die sechszöllige Kanone des Gegners, um sie bei der ersten Bewegung des Feindes zu vernichten, aber er läßt auch die Infanterie nicht außer acht.

Aber wie soll man die schwere Schleppbarke von ihren Anfern befreien, wie sie aus der engen Falle fortzuschaffen, die von den Sandbänken und Inseln gebildet wird? Glücklicherweise dampft ein feindlicher Schlepper an der Landungsstelle. Unser Offizier — in seiner goldbetrefften Marinemütze natürlich — erteilt dem Kapitän des Schleppers den kategorischen Befehl:

„Im Namen des Kommandierenden der Flotte des Admirals Stark befehle ich Ihnen, die Barke

mit den Gefangenen ins Schlepptau zu nehmen und uns zu folgen!“

Von den Weißen zum sklavischen Gehorsam erzogen, führt der Kapitän des Schleppdampfers den Befehl sofort aus, nähert sich der Barke und nimmt sie ins Schlepptau. Unendlich langsam ziehen sich diese Minuten hin, bis der schwerfällige Dampfer die Stahltrasse befestigt und alle Vorbereitungen zur Fahrt trifft. Unsere Mannschaft steht regungslos da, die Gesichter sind leichenblaß! Man glaubt und wagt doch nicht daran zu glauben, daß dieses Märchen sich verwirklichen, daß diese hoffnungslos Verurteilten die Freiheit erlangen werden. Flüsternd fragt man einander:

„Nun, rührt sie sich endlich? Sie steht ja noch immer. . .“

Aber durch den scharfen Befehl unseres Befehlshabers eingeschüchtert, führt der Schlepper seine Rolle glänzend aus. Auf der Barke herrscht lebhafteste Bewegung. Das Begleitkommando und sogar ein Offizier selbst legen ihre Gewehre nieder und helfen, den Anker hochzuziehen. Und nach und nach gibt das schwere Ungetüm seine hoffnungslose Regungslosigkeit auf, wendet die Spitze, die straff gespannten Seile hängen eine Weile schlaff da, um im nächsten Augenblick, bei einer neuen Wendung, wieder anzuziehen.

Der Befehlshaber des „Prytki“ spricht gelassen mit den ratlosen Gefangenenwächtern.

„Ich befehle euch im Namen des Admirals, volle Ruhe zu bewahren und uns zu folgen, — wir werden euch begleiten.“

„Wir haben wenig Holz“, versucht man von dem Schleppdampfer zu protestieren.

„Das macht nichts, unterwegs gibt es Holz genug“, antwortet der Kommandeur der Flottille, — und die Minenschiffe schlagen langsam, ohne Uebereilung, um die Leute am Ufer nicht mißtrauisch zu machen, die Richtung auf Sarapul ein.

Und dort, im Innern der Barke beginnt schon die Unruhe: „Wohin schleppen sie uns, wohin, warum?“ Einer der Gefangenen, ein Matrose, drängt sich zum Heck der Schleppbarke durch: dort, in einem dicken Brett ist mit einem Taschenmesser ein Loch gebohrt — die einzige kleine Oeffnung, durch die man ein Stück Himmel und Wasser sehen kann. Laage und aufmerksam beobachtet er die geheimnisvollen Schiffe und ihre schweigsame Besatzung. Jede Spur von Hoffnung oder Gefahr an seinem Gesicht ablesend, umdrängen ihn verzerrte Gesichter; es ist, als wenn ein einziges lebloses, regungsloses Gesicht ihn anstarre.



„Sie sind alle gleich, lang, grau.“

„Sind's Weißgardisten, wie? Sieh genauer hin!“

„Aber nein doch . . .“

„Was — nein? So red' doch, zum Teufel!“

Der Beobachter wird von seinem Posten gerissen.

„Mir scheint, es sind die Unsrigen, aus der Baltischen Flotte . . .“

Aber die Unglücklichen, die drei Wochen in dieser Pesthöhle verbracht, die inmitten ihrer eigenen Extremitäten geschlafen und gegessen haben, die nackt und nur mit Sackleinen bedeckt sind, — sie wagen nicht zu hoffen.

Sogar in Sarapul, als das sie an den Anlegestellen begrüßende Volk schrie und weinte, als die Matrosen die weißgardistische Wache verhafteten und — da sie nicht wagten, in die Hölle hinabzusteigen — die Gefangenen herausriefen, antworteten diese mit Flüchen und Stöhnen. Keiner von den 430 Menschen glaubte an die Möglichkeit einer Rettung. Gestern noch haben die Wachsoldaten sich für eine Brotrinde das letzte Hemd geben lassen; gestern noch am Morgen war es, zerrten sieben Bajonette die zerfetzten Körper der drei Brüder Krasnopjorow und noch 27 Menschen heraus. Seit 24 Stunden wurde durch die Luke kein Brot mehr hinabgeworfen (ein Viertelpfund pro Tag und Mann war das einzige, was sie seit drei Wochen erhielten).

Es war klar: es lohnte sich nicht einmal mehr, die Verurteilten zu füttern: eines Nachts oder an einem grauen, blutlosen Morgen wird für alle das Ende kommen — ein unbekanntes, aber unendlich schweres Ende. Und plötzlich schleppt man einen weiß Gott wohin, öffnet die Luken über den Köpfen und ruft sie alle hinauf — mit seltsam klingenden, erregten Stimmen und mit einem Namen, der verboten und versemnt ist:

„Kommt heraus, Genossen!“

Ist es nicht ein Verrat, eine Falle, eine neue Tücke?

Und sie kamen doch, in Tränen, kriechend, einer hinter dem andern lebten sie von den Toten auf. Was spielte sich da auf dem Deck ab! Einige Chinesen, die in dieser kalten Gegend niemand hatten, fielen zu den Füßen eines Matrosen und drückten mit unbekannter, blökender Sprache ihre

grenzenlose Verehrung für die Menschen aus, die im Namen der Verbrüderung der Unterdrückten für einander zu sterben verstehen.

Am Morgen empfangen Stadt und Truppen die Gefangenen. Man brachte die Schlepptarke ans Ufer, und die 430 wankenden, bleichen, verwildert aussehenden Menschen schritten zwischen einem Ehrenspalier von Matrosen ans Land. Eine lange Kette von Bastpuppen, mit abenteuerlichen Kopfbedeckungen, mit aus Stroh geflochtenen, phantastischen Mützen hatte das Aussehen einer Prozession aus einer andern Welt. Und in der von diesem Schauspiel noch erschütterten Menge erwachte bereits prachtvoller Volkshumor.

„Wer hat euch denn so aufgepußt, Genossen?“

„Seht, seht, es ist die Uniform der Konstituante: jeder hat ein Basthemd und einen Strick um den Hals.“

„Tritt mir nicht auf den Schuh, siehst du nicht — die Zehen gucken hervor.“ Und er erhebt seinen in schmutzige Lappen gewickelten Fuß.

Auf dem Wege zum Ufer begannen sie mit Stimmen, die von den langen Qualen in der dunklen Pesthöhle gepreßt klangen, die Marseillaise zu singen. Und der Gesang hörte bis zum Stadtplatz nicht auf. Hier begrüßte der Vertreter der Gefangenen die Seeleute der Wolgaflotte, ihren Kommandierenden und die Sowemacht. Rasolnikow wurde auf Händen in die Speisehalle getragen, wo heißes Essen und Tee bereit waren. Unbeschreibliche Gesichter, Worte, Tränen; es war, als wenn eine ganze Familie, die ihren Vater, Bruder oder Sohn gefunden hat, neben dem verloren Geglauten sitzt und ihm zusieht, während er isst.

In der Menge der Matrosen und Soldaten sieht man ab und zu goldbetreßte Mützen jener wenigen Offiziere, die den ganzen dreimonatelangen Feldzug von Kasan bis Sarapul mitgemacht haben. Ich denke, daß man sie schon lange nicht mit dieser grenzenlosen Achtung und dieser brüderlichen Liebe begrüßt hat, wie gerade an diesem Tage. Und wenn es zwischen der Intelligenz und den Massen eine Einheit im Geiste, in der Heldentat und im Opfer gibt, so entstand sie in jenem Augenblick, als die Mütter der Arbeiter, ihre Frauen und Kinder die Matrosen und Offiziere dafür segneten, daß sie ihre Väter, Brüder und Kinder vor den Qualen der Hinrichtung gerettet hatten.



# Achtung!



Den Lesern der Zeitschriften

## „Nachrichten“ und „Unsere Wirtschaft“

wird bekanntgegeben, daß die beiden Zeitschriften vom 1. Januar 1926 vereinigt werden. Das Abonnement auf die „Nachrichten“ und „Unsere Wirtschaft“ auf das Jahr 1926 ist eröffnet.

Die „Nachrichten“ erscheinen wieder 3-mal wöchentlich mit der Beilage

### „Gesetz und Leben“.

Der Abonnementspreis beträgt:

für das Jahr . . . . .	4 Rbl. 40 Kop.
für das Halbjahr . . . . .	2 Rbl. 20 Kop.
für das Vierteljahr . . . . .	1 Rbl. 20 Kop.
für 1 Monat . . . . .	40 Kop.
Die Einzelnummer . . . . .	4 Kop.

Für das Ausland:

für 1 Monat . . . . .	50 Cent.
für 6 Monate . . . . .	3 Doll.
für 12 Monate . . . . .	5 Doll.

Bei Bestellung beider Ausgaben zugleich ist der Abonnementspreis:

für das Jahr . . . . .	8 Rbl. — Kop.
für das Halbjahr . . . . .	4 Rbl. 20 Kop.

„Unsere Wirtschaft“ wird im neuen Abonnementsjahr wöchentlich erscheinen und dem Verständnis der Bauernleser noch mehr angepaßt sein.

Der Abonnementspreis beträgt:

für das Jahr . . . . .	4 Rbl. — Kop.
für das Halbjahr . . . . .	2 Rbl. 20 Kop.
für das Vierteljahr . . . . .	1 Rbl. 15 Kop.
für 1 Monat . . . . .	40 Kop.
Die Einzelnummer . . . . .	12 Kop.

Für das Ausland

für 1 Monat . . . . .	50 Cent.
für 6 Monate . . . . .	3 Doll.
für 12 Monate . . . . .	5 Doll.

für das Vierteljahr . . . . .	2 Rbl. 25 Kop.
für einen Monat . . . . .	80 Kop.

Die Jahresbesteller beider Ausgaben, die den Jahresbetrag gleich bei der Bestellung eintragen, erhalten als Beilage das Büchlein des Prof. Ljubomirov „Die ökonomische Lage der deutschen Kolonien des Saratower und Wolsker Bezirks im Jahre 1791“.

Die Redaktion.



# Der Staatsverlag

der Auton. Sozialistischen Räterepublik  
der Wolgadenutschen. Verwaltung:  
Pokrowst, Kommunarenplatz Nr. 4.  
Vertretung in Moskau, Nikolskaja 10.

Buchhandlungen in Pokrowst, Marystadt, Seelmann, Krasny-Kut, Balzer und Saratow.  
Handel mit Büchern, Kanzleizubehör, Schreibutensilien und photographischen Artikeln

## Neue Bücher

## Neue Bücher

erschienen!

	Rbl.	R.
<b>Lehrbücher:</b>		
<b>Die jungen Fischer.</b> Von F. Mattern. Preis . . . . .	1	90
Das Buch stellt ein vorzügliches Hilfsmittel für die Sommerschulen dar. Es basiert auf Arbeitsprozessen, die mit der Fischerei zusammenhängen (Netze knüpfen usw.) und regt zu selbständigem Forschen an. Arbeitsanweisung wird mit biologischer Belehrung günstig vereinigt. Das Buch ist populär geschrieben und vom Staats-Gelehrten-Rat besätigt.		
<b>Kurzer Abriss der Russischen Geschichte.</b> 3 Teil. Von M. N. Pokrowski. Preis . . . . .	1	70
In 2. Auflage:		
„Im Freien.“ Naturgeschichtliches Lesebuch. Von A. Fischer. Preis . . . . .	1	55
„Guck in die Welt.“ Von Chr. Delberg. Preis . . . . .	1	30
und andere Lehrbücher.		
<b>Bücher für den Bauer:</b>		
<b>Der Traktor „Fordson“.</b> Von A. Emich. Preis . . . . .	—	25
<b>Der Gemüsegarten.</b> Von A. Rothermel. Preis . . . . .	—	30
<b>Peter als Lektor.</b> Von A. Mattern. Preis . . . . .	—	45
und andere wichtige landwirtschaftliche Broschüren.		
<b>Die Lenin-Literatur ist verstärkt.</b>		
<b>Vom Weltkrieg zur Revolution.</b> . . . . .	—	40
<b>Das Leben Lenins und der Leninismus</b> . . . . .	—	50
<b>Zwei Taktiken der Sozialdemokratie.</b> Preis . . . . .	—	40
<b>Gen. Lenin.</b> 2. Auflage. Von P. Kunte. Preis . . . . .	—	10
<b>Politische Literatur:</b>		
<b>Beschlüsse des 14. Parteitages der KPS(S) SU.</b> Preis . . . . .	—	50
<b>Religion und KPS(S)SU.</b> Preis . . . . .	—	40
<b>Farbige Karte der Wolgadenutschen Republik.</b> Preis . . . . .	—	30

Ausgezeichnete Literatur für Jugendliche und Pioniere.  
Ausländische Deutsche Bücher sind eingetroffen.  
Verlangt den neuesten Preiskatalog!